



Budapestre vonatkozó újságcikkek

Szerző: Klein, Joh.

Cím: Die Aufforderung des Pester Geländes

Forrás: Pester Lloyd

3n

(Hely)

1926. 1. 6.

(Idő)

(Köt. v. füz.)

(Oldal)

Osztályozás

Tárgy

308

Hely

Idő

"1926"

Személy

Helyszám

Die Aufforderung des Pester Geländes.

Von Joh. Klein.

Zu den vielen Unterlassungssünden, die sich in der Vergangenheit die Behörde der Hauptstadt und in ihrer Eigenschaft als Aufsichtsbehörde auch die Regierung hat zuschulden kommen lassen, können wir auch das Versäumen einer Aufforderung des Pester Geländes zählen, d. h. der nächsten Umgebung der donaulwärtsseitigen Stadtteile.

Donaurechtsseitig haben wir ja glücklicherweise die hübschen Diner Waldberge, leider sind die der Hauptstadt zunächst gelegenen Hügel, wie der Adlersberg, der kleine Schwabenberg und die die Donau flankierenden Ulföner Hügel, sowie der Blocksberg auch walddlos. Das schöne Diner Waldgebirge ist aber für den großen Teil des Pester Publikums sehr schwer zu erreichen, die auf der Pester Seite liegende nächste Waldlandschaft, die Gödöllöer Kronherrschafft, ist ebenfalls räumlich so weit entfernt, daß sie für uns Pester nicht mehr in Frage kommt. Das große Sandgebiet aber, das Rátosfeld, das ganze weite Terrain jenseits der Ringbahn, ist leider öde und baumlos.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat man einmal den Gedanken gefaßt, dieses Gebiet mit einem „Waldgürtel“ zu umfassen, und wir sehen tatsächlich noch heute nur Rátoskerekturner Holter und bei Mátyásföld je eine kleine Parzelle des begonnenen Waldgürtels. Diese Waldparzellen sind sogar sehr schön aufgewachsen, und wenn schon dieser schmale Waldstreifen (er ist vielleicht fünfhundert Schritt breit) nicht viel bedeutet hätte und uns nicht die Illusion eines Waldgebietes, geschweige denn Waldluft verschafft hätte, so war es doch schade, die Fortsetzung des Waldgürtels zu unterlassen.

Man begründete damals die Notwendigkeit der Bilanzung dieses „Waldgürtels“ mit der Annahme, daß er den Staub des Rátos, den der Wind nach Pest hereinblase, aufhalten werde. Das war natürlich höchst naiv und dieses Argument läßt sich auch heute nicht geltend machen, denn der Rátosier Sand ist ein ganz solider, schwerer Quarzsand, den der Wind nicht weit treibt; und im übrigen ist Budapest und besonders der Pester Teil desselben auf den Import von Staub durchaus nicht an-

gewiesen, es erzeugt sich denselben in ganz und gar ausreichendem Maße selber mit seinen vielen unfertigen Straßen, seinem schlechten Makadam und den ungeschotterten Banketten neben den Trottoirs.

Dennoch aber wäre die Pflanzung ausgedehnter Wälder, besonders Nadelholzwälder, für Pest und die Pester ein Segen gewesen. Wenn jenseits der das Gebiet der Hauptstadt umfassenden Ringbahn, wo heute armselige Siedelungen, lahl und baumlos, abwechseln mit Gemüesfeldern, ein weites schönes Waldgebiet sich ausbreiten würde, so wäre das ein Schatz, der nicht aufgewogen werden könnte durch die Errichtung noch so prunkvoller, noch so reicher Bauten im Innern der Stadt. Es wäre der Born der physischen Gesundheit für unsere Jugend, eine Seelenerquickung, eine Herrlichkeit, die leider die meisten von uns sich gar nicht vorstellen können, weil sie sie nicht begreifen.

So oft ich um die Weihnachtszeit auf den Marktplätzen Budapests die kleinen Gaine der Christbäume sehe in ihrem freundlichen, leuchtenden Grün, kommt mir unwillkürlich der Gedanke: wie es doch gar so schön wäre, wenn in der nächsten, der allernächsten Umgebung der Stadt, für jung und alt noch erreichbar, solche grüne Wälder wüchsen. Und das wäre doch gar nichts Unmögliches. Daß die Nadelholzer auf dem Sande des Pester Bodens sehr wohl wachsen können, wird jeder Nachmann, Förster wie Gärtner, bejahen, und wenn es hier keine Nadelholzwälder gibt, so ist die Ursache, daß man keine gepflanzt hat. Es ist ja ein wahrer Volksaberglaube, daß die Fichte, die Tanne, daß die Nadelholzer nur im Gebirge wachsen, in der Tátra. Wir haben aber ja bei Gödöllö die Nadelholzwaldparzelle, und in deren jetzt zirkel zwanzigjährigen Beständen können wir lehrreiche Studien machen. Wir sehen da, daß alle möglichen Tannen, Fichten und Kiefern auf recht elendem Sandboden sehr gut gedeihen; am schlechtesten wohl die Rotfichte, unser gewohnter Weihnachtsbaum (*Picea excelsa*). Sehr gut wachsen die Kiefern, besonders die Schwarzkiefer (*Pinus austriaca*) und ganz besonders gut halten sich die amerikanischen Fichten, die Koloradofichte (*Picea pungens*); aber auch die herrliche kalifornische Weißtanne (*Abies concolor*) begnügt sich mit unserem Sand und treibt in ihm jährlichen Zuwachs von 50 bis 60 Zentimetern.

Alle diese Nadelholzer haben wir ja auch in unseren

städtischen Anlagen, aber sie sind da nur sporadisch eingestreut, stehen vereinsamt als „Solitäre“ und fühlen sich nicht wohl. Denn erstens sind alle Baumgattungen „Gesellschaftswesen“, sie lieben es, unter sich zu sein, und wachsen dann am besten, wenn sie unter ihresgleichen sind. So verdrängt sich Nadelwald und Laubwald durchaus nicht und bald verdrängt der eine den anderen. Aber in der Stadt, zwischen den Häusermeeren, den Fabriken und den heißen, trockenen

Straßen gedeihen nur wenige Baumgattungen, nur wenige Nadelholzer, weil die Luft stagnierend ist und der Rauch, der auf sich auf die atmenden Poren legt. Da geht wirklich die Rotfichte, der Weihnachtsbaum, nicht, den dann in seiner Not auch noch die Fichtenfliege (*Chermos abietis*) angreift, ein kleines Insekt, das seine Eier in die Rinde der Zweige legt, worauf sich garstige Auswüchse bilden, die den Baum auszehren und zum Absterben bringen. Dafür ist aber ein wahrer Teufelskerl an Widerstandsfähigkeit der Fichtenbaum aus dem Koloradogebirge, die Blautanne, *Picea pungens*, deren silbergraue oder blaue Spielart wir in den Gärten öfter sehen. Diese Fichte, denn eine Fichte ist das, keine Tanne, verträgt guten und schlechten Boden, Dürre und Nässe, und gibt ein harzreiches Holz. In der Gödöllöer Versuchsanlage zeigt sie auf dem wirklich elenden Boden einen Holz-zuwachs, der den der gewöhnlichen Weihnachtsfichte weit übertrifft.

Was wäre das für ein Anblick für den Städter, wenn wir vor den Toren einen Wald hätten von strohenden silbergrauen oder leuchtend blauen Koloradofichten! Daß dieser Baum kein ungarischer Urbaum ist, müßten wir in den Kauf nehmen; ist doch auch unser weit über sein Verdienst gepriesener Akazienbaum kein Urbaum, sondern erst vor einigen hundert Jahren über Paris aus Amerika eingewandert.

Und es gibt deren so viele unter den Nadelholzern, die in der Umgebung Pest's sehr gut gedeihen; da ist die Lärche, die Kiefer, der virginische Wacholder, die Sumpfpresse, die schöne, edle, schlank Douglas-Tanne. Aber alle die kommen durchaus nicht von selbst, man muß sie pflanzen und — natürlich — auch etwas pflegen.

Budapest hat edle Bürger, Mäcenase, gehabt, die uns Museen geschenkt haben, Wohlthäter, die uns Spitäler erbaut

„Rosenkavalier“. Ein schwüler Kunstabend fängt an: mit diesem Grundton begann die heutige Aufführung. Am Dirigentenpult Richard Strauß, der Komponist. Im Zuschauerraum keine allzu übertriebene Eleganz, aber, wie im Bouboir der Marschallin, ein ziemlicher Aufwand von Kosmetik. Im gestrigen Konzert das „Geldleben“, heute die musikalische Komödie, — ein und dasselbe Es-Dur, vom heroischen Thema der finsternen Dichtung auf den Walzerhythmus der Lustspieloper übertragen. Eine allerliebste Wandlung.

Die Partitur des „Rosenkavaliers“ ist hundertmal zerlegt worden. Sie spricht für sich, — besser als lange Reihen von Analysen. Aber wie Strauß über das Stück gedacht hat, noch bevor er es fertiggestellt, um diese Sache wissen wir erst jetzt Bescheid. Den Aufschluß gibt uns der Briefwechsel des Komponisten mit Hugo von Hofmannsthal, dem Librettisten. Ein lesenswertes Buch, das Dr. Franz Strauß, der Sohn des Dondichters, soeben veröffentlicht hat. Was Richard Strauß in seinen Korrespondenzen als Wunsch ausdrückt, verwirklicht er nun auch als Dirigent. Das Verlangen nach den einst brieflich angedeuteten Stimmungen brannte in der heutigen Stafführung. Nach welchen künstlerischen Gütern drängt es ihn da?

Er lenkt vor fünfzehn Jahren die Aufmerksamkeit des Librettisten auf jene ganz besondere Atmosphäre, mit der er die Geschichte vom Grafen Oktavian erfüllen möchte. Hofmannsthal — schreibt er — soll nicht vergessen, daß das Publikum lachen, nicht lächeln und nicht schmunzeln will. Es gelüftet ihn nach komischen, nicht nach bloß heiteren Szenen. Dann, meint er in einem anderen Brief, darf nichts zerflattern und zu breit werden. Alles müsse äußerst konzentriert ausfallen, alles aufeinander, nicht hintereinander plagen. . . Hofmannsthal möchte die Bedenken des Komponisten zerstreuen. Er erinnert ihn an die „Meistersinger“ und „Figaro“, wo es gleichfalls wenig zum Lachen und viel zum

Lächeln gibt. Einmal scheint der Textdichter etwas pikiert und verwahrt sich gegen das drastisch operettenhafte Genre. Mit dieser grundlosen Einsprache tut er dem Komponisten Unrecht, denn Strauß selber lehnt gelegentlich als Untertitel des „Rosenkavaliers“ die Bezeichnung „burleske Oper“ ab und schlägt „Komödie für Musik“ vor, damit man eben nicht an Offenbach oder an den „Mikado“ denken soll. Daß das Stück in der Person der Marschallin die höhere Region des Rührenden erreiche, oder daß solche junge, naive und keineswegs tristanartige Geschöpfe wie Oktavian und Sophie nicht erotisch aufeinander loszingen sollen: in diesen Punkten gingen die Meinungen der beiden Künstler nicht auseinander.

Seit dem Briefwechsel sind, wie gesagt, fünfzehn Jahre vergangen. Doch Strauß hat seine Grundzüge nicht fallen gelassen. In seinem heutigen Dirigieren erkannte man die alten Träume. Er schwang sich zu höchster Freiheit in Lustigen empor, war dort, wo höchste Grazie nicht ausreicht, mutig amüßant, ohne die falsche Scham, etwa unadelig zu werden. Die Liebeszenen blühen, von Seele und Frische durchtränkt, voll und kernig. Wie überrosig. Auch die Geschlechts-polarität wurde nicht zugespitzt; die Betonung lag auf der fröhlichen Jugend im allgemeinen. Braucht man zu sagen, wie vielfach Richard Strauß am Dirigentenpult waltet? Intellektualistisch mit dem nach allen Richtungen spähenden Auge, dann noch immer triebhaft mit mancher Augenblicksbewegung der linken Hand.

Der scharfhörige Teil des Publikums ließ sich entzücken durch die Stellen, wo die Hauptadern des „Rosenkavaliers“ laufen. Im ersten Akt das Finale, wo es schon melancholisch hervordämmert, daß die Marschallin als Einsame hinwegwinkt und den Rest ihrer Weiblichkeit nicht vergolden wird, im zweiten das Erscheinen Oktavians mit der silbernen Rose,

Und es muß der Wille kommen, da draußen an der Peripherie Bests ein freundliches, grünes Waldgebiet zu schaffen. Wird einmal der Wille da sein, so wird auch das Geld dazu kommen; es handelt sich ja nur um Summen, die wir des öfteren schon für unbeherrliche Prunkbauten, für „Verzierung“ unserer Stadt ausgegeben haben.

Die Prunkbauten mögen unserer Eitelkeit dienen, der Wald vor dem Tor wird der seelischen und körperlichen Gesundheit dienen der Jugend, der zukünftigen Generation, und auf die zukünftige Generation kommt es ja an.